



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

67. JAHRGANG – HEFT 3
MAI/JUNI 2015

67. JAHRGANG – HEFT 3
MAI/JUNI 2015

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

MAI/JUNI 2015

DER ERSTE WELTKRIEG UND DIE KIRCHE

Kurt Bangert: Wort des Schriftleiters	57
Werner Zager: Von der Kriegsbegeisterung zur Rückbesinnung auf das Evangelium: Die evangelische Theologie und der Erste Weltkrieg	58
Neue Forum-Hefte	III
Regionaltreffen	III

Zweimonatsschrift

des *Bundes für Freies Christentum e. V.*
Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Schriftleitung

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032/92 52 050
E-Mail: bangertkurt@gmail.com

Druck

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

WORT DES SCHRIFTFLEITERS

Der Erste Weltkrieg und die Kirche

Vor 70 Jahren ging mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht der Zweite Weltkrieg zu Ende. Der 8. Mai 1945, der damals von vielen als Katastrophe beklagt wurde, war zweifellos auch – wie der jüngst verstorbene Altbundespräsident Richard von Weizsäcker vor 30 Jahren im Bundestag sagte – „ein Tag der Befreiung“. „Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten neuen Anfang.“ Der Zweite Weltkrieg, an dessen Ende wir also Grund haben uns in diesen Tagen zu erinnern, kann historisch nicht losgelöst werden von der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie der Erste Weltkrieg von Geschichtswissenschaftlern gerne genannt wird. Für die meisten von uns, die wir auf 70 Jahre Frieden zurückblicken, ist es kaum fassbar, mit welchem Enthusiasmus die Deutschen 1914 in den Krieg zogen. Von dieser Kriegsbegeisterung, durch die sich leider auch Kirchenführer und Theologen anstecken ließen, berichtet Werner Zager, Präsident des *Bundes für Freies Christentum*, in seinem nachfolgenden Beitrag, der auf einen von ihm am 7. März 2015 in Stuttgart gehaltenen Vortrag zurückgeht. Weil der Beitrag das ganze Heft ausfüllt, bitten wir um Verständnis, wenn andere Beiträge und Informationen zurückgestellt werden. Zagers historisch beachtenswerter Aufsatz stellt nicht nur eine schonungslose Bestandsaufnahme der militaristischen Verwicklung der deutschen Kirchen und Theologen in die Anfänge des Ersten Weltkriegs dar, er zeigt auch auf, wie sehr Theologie und Politik des 20. Jahrhunderts zuweilen ineinandergriffen. Tröstlich ist, dass es schon damals warnende Stimmen gegen die Kriegstreiberei gab, darunter die des Elsässers Albert Schweitzer. Wer aus heutiger Sicht die damalige allgemeine Kriegsbegeisterung vorschnell anprangert, möge sich allerdings vergegenwärtigen, dass zu jener Zeit die Institution „Krieg“ noch als fester, ja unverzichtbarer Bestandteil nationaler Politik galt. Es bedurfte erst zweier verheerender Weltkriege und eines drohenden Atomkrieges, um ein radikales Umdenken zu bewirken. Für dieses radikale Umdenken steht vor allem Carl Friedrich von Weizsäcker, der als Atomphysiker sich der katastrophalen Folgen eines nuklearen Krieges bewusst wurde und deshalb ernsthaft die „Abschaffung des Krieges“ einforderte, eine vermeintliche Utopie zwar, die aber zwingend zu realisieren sein würde, wenn die Menschheit überleben soll. Diese Utopie sei aber nur zu verwirklichen, wenn wir uns auch eine – wie Weizsäcker es nannte – „Weltinnenpolitik“ zu eigen machten, eine Politik also, die nicht in erster Linie von nationalen (politischen und wirtschaftlichen) Interessen geleitet ist, sondern von der Einbeziehung der Interessen aller Bewohner dieser Erde. □ *Kurt Bangert*

VON DER KRIEGSBEGEISTERUNG ZUR RÜCKBESINNUNG AUF DAS EVANGELIUM

Die evangelische Theologie und der Erste Weltkrieg

„Mit Inbrunst begriffen sich die Kirchen und die große Mehrheit der Christen in sämtlichen kriegführenden Staaten nicht nur als Verteidiger ihres Vaterlandes, sondern der Kultur und des Christentums insgesamt. Und mit enormer Selbstverständlichkeit sahen sie dabei Gott als Kombattanten, als den Mitstreiter im eigenen Lager. Aus der Friedensbotschaft des Evangeliums und der universalen göttlichen Liebe wurde die Verkündigung eines brutalen nationalen Götzen.“

Wenn ich mich im Folgenden auf die Rolle der evangelischen Theologie und der evangelischen Kirche während des Ersten Weltkriegs in Deutschland konzentriere, soll damit nicht gesagt werden, dass es in den anderen europäischen Ländern oder innerhalb der anderen Konfessionen ganz anders ausgesehen hätte. Wie das Eingangszitat aus Martin Greschats Untersuchung „Der Erste Weltkrieg und die Christenheit“ zeigt, haben die meisten Geistlichen aller großen Konfessionen des Westens materiell und erst recht moralisch die Kriegsanstrengungen ihres jeweiligen Landes unterstützt.

1. Der Erste Weltkrieg und die evangelische Kirche im Deutschen Reich

Mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 28. Juli 1914 als Reaktion auf das Attentat auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Frau in Sarajevo einen Monat zuvor begann der Erste Weltkrieg. Nachdem der russische Zar Nikolaus II. die Generalmobilmachung seiner Armee befohlen hatte und die deutschen Ultimaten an Russland und Frankreich zur Einstellung der Feindseligkeiten abgelehnt worden waren, erfolgte am 1. August 1914 die Kriegserklärung Deutschlands an Russland.

Am gleichen Tag hielt Kaiser Wilhelm II. vom Balkon des Berliner Schlosses eine Rede, in der er den ausgebrochenen Krieg als Verteidigungskrieg erklärte und dazu aufrief, Gott um den Sieg zu bitten:

1 MARTIN GRESCHAT, Der Erste Weltkrieg und die Christenheit. Ein globaler Überblick, Stuttgart 2014, S. 13.

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Wir sind im tiefsten Frieden in des Wortes wahrster Bedeutung überfallen worden. Durch den Neid unseres Feindes, der uns rings umgibt. 25 Jahre lang habe ich den Frieden geschirmt und gewahrt. Nun drückt man Mir das Schwert in die Hand. Aber ich hoffe, es mit Ehren wieder einstecken zu können. Es werden euch enorme Opfer an Gut und Blut auferlegt werden, aber wir werden sie tragen. Das weiß ich. Dem Gegner werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland in so niederträchtiger Weise zu reizen, und nun empfehle Ich euch Gott. Geht in die Kirche, betet zu Gott, dass er dem deutschen Heere und der deutschen Sache den Sieg verleihen möge.“²

Die Worte des Kaisers anlässlich der Generalmobilmachung der deutschen Armee fielen auf fruchtbaren Boden. Bereits am nächsten Tag „sprach der Berliner Hof- und Domprediger Bruno Doehring von den Stufen des Reichstagsgebäudes in einem improvisierten Gottesdienst zur versammelten riesigen Menschenmenge auf dem Königsplatz: ‚Wenn wir nicht [...] die Nähe Gottes empfinden, der unsere Fahnen entrollt und unserem Kaiser das Schwert zum Kreuzzug, zum heiligen Krieg in die Hand drückt, dann müssten wir zittern und zagen. Nun aber geben wir die trutzig kühne Antwort, die deutscheste von allen deutschen: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!‘“³

Am gleichen Tag erließ Wilhelm II. in seiner Eigenschaft als *summus episcopus* der Evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen Preußens folgenden Erlass zur „Abhaltung eines außerordentlichen allgemeinen Bettags“ am 5. August:

„Ich bin gezwungen zur Abwehr eines durch nichts gerechtfertigten Angriffs das Schwert zu ziehen und mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht den Kampf um den Bestand des Reiches und unsere nationale Ehre zu führen. Ich habe Mich während Meiner Regierung ernstlich bemüht, das deutsche Volk vor Krieg zu bewahren und ihm den Frieden zu erhalten. Auch jetzt ist es Mir Gewissenssache gewesen, wenn möglich den Ausbruch des Krieges zu verhüten; aber Meine Bemühungen sind vergeblich gewesen. Reinen Gewissens über den Ursprung des Krieges bin Ich der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiss. Schwere Opfer an Gut und Blut wird die dem deutschen Volke durch feindliche Herausforderung aufgedrungene Verteidigung des Vaterlandes fordern.

2 Zit. nach: GÜNTER BRAKELMANN, Kriegspredigten und Kriegsschriften 1914/15, in: ders., Deutscher Protestantismus in den Kriegen 1870/71 und 1914–1918. Sechs Einblicke (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft, Bd. 17), Kamen 2014, S. (79-164) 79.

3 MANFRED GAILUS, Bruno Doehring Der Berliner Domprediger ruft den „heiligen Krieg“ aus und erklärt die Deutschen zum Erlöservolk, in: ZEIT SPECIAL Nr. 8/2014 (Februar 2014), S. 10.

Aber Ich weiß, dass Mein Volk auch in diesem Kampf mit der gleichen Treue, Einmütigkeit, Opferwilligkeit und Entschlossenheit zu Mir steht, wie es in früheren schweren Tagen zu Meinem in Gott ruhenden Großvater gestanden hat. Wie Ich von Jugend an gelernt habe, auf Gott den Herrn Meine Zuversicht zu setzen, so empfinde ich in diesen ernstesten Tagen das Bedürfnis, vor Ihm Mich zu beugen und Seine Barmherzigkeit anzurufen. Ich fordere Mein Volk auf, mit Mir in gemeinsamer Andacht sich zu vereinigen und mit Mir am 5. August einen außerordentlichen allgemeinen Betttag zu begehen. An allen gottesdienstlichen Stätten im Lande versammle sich an diesem Tage Mein Volk in ernster Feier zur Anrufung Gottes, dass er mit uns sei und unsere Waffen segne.“⁴

Und zwei Tage nach dem Auftritt von Doehring machte Oberhofprediger Ernst Dryander in seiner Predigt im Berliner Dom den Gläubigen klar, wofür in diesem Krieg gekämpft und gestorben werden wird: „Wir ziehen in den Kampf für unsere Kultur – gegen die Unkultur. Für die deutsche Gesittung – gegen die Barbarei. Für die freie, an Gott gebundene Persönlichkeit – wider die Instinkte der ungeordneten Massen. Und Gott wird mit unseren gerechten Waffen sein.“

Am 6. August wandte sich Kaiser Wilhelm II. an sein Volk, wobei er sich einer Vorlage des großen liberalen Theologen Adolf von Harnack bediente:

„An das deutsche Volk

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewusstsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, dass wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten, man will nicht dulden, dass wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist. So muss denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf! Zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher

4 Zit. nach: G. BRAKEIMANN, Kriegspredigten und Kriegsschriften 1914/15 (s. Anm. 2), S. 80.

Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Ross. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!“⁵

Aber nicht nur die evangelischen Landeskirchen, sondern auch die katholische Kirche bejubelte im Deutschen Reich den Krieg als Anbruch einer neuen Zeit. Ähnlich wie Doehring sprachen viele Pfarrer von einem „heiligen Krieg“ gegen Sünder und Heiden. Dabei unterstützte die evangelische Kirche die Regierung noch stärker als die katholische Kirche, gründete doch das vom protestantischen Preußen dominierte Kaiserreich im Nationalprotestantismus. „So formulierte die preußische Kirchenleitung, der Evangelische Oberkirchenrat, in einer Erklärung vom 11. August 1914: ‚Scheinbar erstorbene Glaubensfunken leuchten wieder auf [...]. Man kann sagen: ein Feld, weiß und reif zu einer Geistesernte, liegt vor uns!‘ Etwas kryptisch verpackt, wurde der Krieg hier mit religiöser Erneuerung und Geländegewinn für den Glauben gleichgesetzt. Auf die frivole Leichtfertigkeit des Lebens während der langen Friedensperiode seit 1871 folgte nun in den Augen der Kirchenführer eine Phase der Ernsthaftigkeit. Not und Massensterben nahm man billigend in Kauf.“⁶

Vor dem Berliner Schloss fanden große Feldgottesdienste statt. Die hier gehaltenen Kriegspredigten hatten alle den gleichen Inhalt: Deutschland hat keine Schuld an diesem Krieg, es ist überfallen worden und Gott ist auf der Seite dessen, dem Unrecht geschieht.

So dachte damals die große Mehrheit der Deutschen. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass in diesen Sommertagen 1914 alle patriotischen Blütenesselbstwahrnehmung Wirklichkeit würden: Im Rausch eines nationalen Aufbruchs strömten Tausende zu den Meldestellen der Regimenter, im Reichstag beendeten die Parteien ihren Zwist, schlossen für die Dauer des Krieges einen Burgfrieden. Und Kaiser Wilhelm II. konnte – wie er es in seiner Thronrede am 4. August im Reichstag zum Ausdruck brachte – „keine Parteien mehr, sondern nur Deutsche“.⁷

„Zunächst hatten viele Zeitgenossen den Zusammenklang von nationaler Einheit und christlichem Glauben als ein Wunder erlebt, gewirkt durch Gottes direktes Eingreifen. Das wurde als ein besonderes ‚Gotteserleben‘ gedeutet, als Erfahrung einer neuen Offenbarung, als ‚deut-

5 BOGDAN KRIEGER, *Der Kaiser im Felde*, Berlin 1916, S. 21 f.

6 M. GALLUS, Bruno Doehring (s. Anm. 3).

7 Vgl. KIRSTEN SERUP-BILFELDT, *Patriotischer Aufruf der Kirchen zum Krieg* (Beitrag im Deutschlandfunk vom 24.2.2014).

sches Pfingsten⁸. Gleichzeitig minderte ein solches emotionales Erleben mögliche Hemmungen im Blick auf die Missachtung des internationalen Rechts. Zur Verletzung der belgischen Neutralität erklärte Reichskanzler [Theobald] von Bethmann Hollweg, dabei handele es sich doch nur um einen ‚Fetzen Papier‘. Der Berliner Oberhofprediger Ernst Dryander urteilte ebenso: Man beklagt nicht die Beschädigung der Gartentür des Nachbarn, wenn man um sein Leben kämpft! In die gleiche Richtung zielten die Idealisierung des Krieges und die generelle Tolerierung von Gewalt. Die massiven Ausschreitungen gegen die belgische Bevölkerung beim deutschen Einmarsch und die Massaker an Zivilisten dienten nicht zuletzt dem Ziel, Härte zu demonstrieren und unbedingte Kampfbereitschaft zu fördern.⁸⁸

Der am 4. Oktober 1914 veröffentlichte Aufruf von 93 deutschen Gelehrten *An die Kulturwelt* sollte Einmütigkeit und Entschlossenheit unüberhörbar zum Ausdruck bringen – gerade auch gegenüber den anderen Nationen, weshalb er in zehn Kultursprachen übersetzt wurde. Zu den Unterzeichnern zählten auch vier liberale Theologen: Adolf Deißmann, Adolf von Harnack, Wilhelm Herrmann und Friedrich Naumann. Der Text bestritt nicht nur Deutschlands Schuld am Krieg, sondern auch die Verübung von Gräueltaten und gezielten Verwüstungen in Belgien, klagte die Verbrechen der Russen in Ostpreußen an und gipfelte im Bekenntnis zum deutschen Militarismus: „Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. Dieses Bewusstsein verbrüderd heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.“⁸⁹

Am 16. Oktober folgte die „Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches“, die sich dem Manifest der 93 anschloss. Sie wurde von über 3000 Hochschullehrern, also fast der gesamten deutschen Dozentenschaft unterzeichnet. Die Erklärung schließt mit den Worten:

„Unser Glaube ist, dass für die ganze Kultur Europas das Heil an dem Siege hängt, den der deutsche ‚Militarismus‘ erkämpfen wird, die Manneszucht, die Treue, der Opfermut des einträchtigen freien Volkes.“

Zu welchen religiösen Verirrungen das Einstimmen in den Kriegsjubel führte, zeigt das sogenannte *Kriegsvaterunser* des Jahres 1914, das sich im Kriegsliederheft „Hurra und Halleluja“ (Schwerin 1914) des Pfarrers Dietrich Vorwerk findet. Diese Umdichtung des Vaterunsers lautet:

8 M. GRESCHAT, *Der Erste Weltkrieg und die Christenheit* (s. Anm. 1), S. 17 f.

9 Vgl. aa.O., S. 18.

„Vater unser, aus Himmelshöhn
Eile, den Deutschen beizustehn,
Hilf uns im heiligen Kriege!
Lass deinen Namen sternengleich
Uns vorleuchten, dein deutsches Reich!
Führ zum herrlichsten Siege!

Wer wird unter den Siegern stehn?
Wer wird ins dunkle Schwertgrab gehen?
Herr, dein Wille geschehe!
Ist auch kärglich des Krieges Brot,
Schaff nur täglich den Feinden Tod
Und zehnfältiges Wehe!

In barmherziger Langmut vergib
Jede Kugel und jeden Hieb,
Die wir vorbeigesendet!
In die Versuchung führe uns nicht,
Dass unser Zorn dein Gottesgericht
Allzu milde vollendet!

Uns und unserem Bundesfreund
Gib Erlösung vom höllischen Feind
Und seinen Dienern auf Erden!
Dein ist das Reich, das deutsche Land;
Uns muss durch deine gepanzerte Hand
Kraft und Herrlichkeit werden!¹⁰

Viele Theologen haben gesagt: Wer für das Vaterland kämpft und fällt, wird von Gott in den Himmel gehoben. Das heißt: Das Himmelreich ist euch sicher. Aber zunächst galt es natürlich, das irdische Reich sicherzustellen. Und dafür war jedes Opfer recht.

Damit ging ein extremer Nationalismus einher: Man sah Deutschland allen anderen europäischen Nationen als sittlich, kulturell und religiös eindeutig überlegen an. Der Gegner wurde herabgesetzt „bis zu dessen Kriminalisierung oder sogar Verteufelung. Auch Katholiken identifizierten Deutschlands Kampf mit der Sache Gottes. Es gehe um einen Krieg der Hölle gegen Christi Reich, war zu hören. ‚Der Sieg des Gottesreiches über die Finsternis‘ sollte die Losung sein, verkündete der katholische Bischof von Rottenburg.

10 Zit. nach: G. BRAKELMANN, Kriegspredigten und Kriegsschriften 1914/15 (s. Anm. 2), S. 119.

Der besondere Hass galt allgemein England, dessen Kriegseintritt man in Deutschland nicht erwartet hatte. ‚Gott strafe England‘, hieß ein permanent wiederholter Spruch.¹¹ Der evangelische Lazarettpfarrer und habilitierte Theologe Paul Althaus, später Professor für Systematische Theologie an der Universität Erlangen, urteilte: ‚Wir stehen mit Gott in diesem Krieg als seine Diener, zum Tun seines Willens aufgerufen und gedungen. Darum ist es ein heiliger Krieg, und deshalb ist für jeden, der ihn mit reinem Herzen tut, dieser Krieg Gottesdienst.‘ Und weiter Originalton Paul Althaus: ‚Wir kämpfen für das edlere England gegen das verdorbene, entartete, für den Sieg des Wahren und Guten bei unseren Feinden gegen das Niedrige, Hässliche, Verlogene. Das adelt unseren Zorn und heiligt unser Zerstören.‘¹²

Sowohl evangelische als auch katholische Theologen sahen Deutschland in einem ‚heiligen Krieg‘, einem ‚Kreuzzug‘ gegen das Böse, das Niedrige und Gemeine beim Feind. Der Königsberger und spätere Marburger Praktische Theologe Alfred Uckelej proklamierte gar: ‚Gott ist der Gott der Deutschen‘, was er wie folgt begründete: ‚Unsere Lage ist derjenigen Israels gleich. Wir sind die Auserwählten Gottes unter den Völkern. Dass unsere Gebete zum Sieg erhört werden, ist nach der religiös-sittlichen Weltordnung eigentlich ganz selbstverständlich.‘¹³

Angesichts solcher Überzeugungen konnte nur ein vollständiger deutscher Sieg über die Feinde in Betracht kommen. ‚Alles Andere musste als Absage an die Gültigkeit des Rechts und Ungehorsam gegenüber dem Willen Gottes gelten. Doch diese scheinbar so logischen religiösen Überlegungen und Behauptungen wurden von den brutalen Realitäten der Materialschlachten und des Massensterbens hinweggefegt. Mit immer radikaleren, schrilleren Tönen hielten führende Protestanten trotzdem an ihrer Deutung der Ereignisse fest. Die katholischen Bischöfe appellierten, ‚je mehr die Gefahr eines Zusammenbrechens der Heimat und der Fronten drohte‘, immer eindringlicher für das Durchhalten, für Einigkeit und Geschlossenheit ‚als Vorbedingung für ein siegreiches Beenden des Krieges.‘¹⁴

Theologen beider Konfessionen stellten den Soldatentod auf eine Stufe mit dem Opfertod Jesu, wobei deren Predigten sich in dieser Hinsicht wie folgt zusammenfassen lassen:

„Das Blut der sich opfernden Helden ist der Same einer neu sich verjüngenden Volkskraft. Der Tod der Tapferen kommt uns zugut; sie kämpfen

11 M. GRESCHAT, *Der Erste Weltkrieg und die Christenheit* (s. Anm. 1), S. 19.

12 Zit. nach: a.a.O., S. 19 f.

13 Zit. nach: a.a.O., S. 20.

14 A.a.O., S. 21.

und sterben für uns. [...] Es ist eine Art Stellvertretung, die in ihrem Opferamt zur Erscheinung kommt. So verklärt allerdings der Krieg – wenn auch auf seine Weise – christliche Ideen, vor allem die Zentralidee des Christentums, die des Opfers der stellvertretenden Liebe.“¹⁵

Und so überrascht es nicht, wenn man in Kirchenkreisen ebenso wie im Bürgertum es als selbstverständlich ansah, dass deutsche Männer bereit sind, ihr Leben „für Gott, Kaiser und Vaterland“ zu opfern.

Auch nachdem der Siegesenthusiasmus des August 1914 verflogen war, erklärte der Berliner Domprediger Doehring in seiner Sonntagspredigt am 15. April 1917 vor zwei- bis dreitausend Hörern, Deutschland könne nicht untergehen, selbst wenn es nach heldenmütigem Kampf fallen sollte: „Wohnt Christus in unserem Volk, dann mögen sie uns hinmorden wie die Juden einst unsern Herrn, aus unserm Grabe steht das neue Deutschland auf!“

„Doehring verlieh – mit deutlich antisemitischer Stoßrichtung – den Deutschen damit die Weihe eines Erlöservolkes. Die Mission der Deutschen sei es, die Welt aus dem Chaos zu führen, für das Staaten wie England verantwortlich seien. ‚In diesem [auserwählten] Volk müssen sich Kräfte auswirken, die genau das Gegenteil sind von dem rücksichtslosen Geschäftssinn Englands, von dem blinden Hass Frankreichs, von der unklaren Gewalttätigkeit Russlands, von der infamen Treulosigkeit Italiens, von dem tierischen Beutehunger Rumäniens und von der hirnverbrannten Verlogenheit der amerikanischen Dollarkönige.‘ Deren Widerstand sah er als Bestätigung: ‚Würde man uns Deutsche so hassen [...], wenn man nicht [...] die unheimliche Befürchtung hegte: wir wären am Ende doch das Volk, das am ehesten vor allen anderen [...] befähigt sein müsste, dem Recht auf Erden zum Siege zu verhelfen?‘“¹⁶

Insgesamt gesehen, wird man sagen können: Die Artikel und Broschüren, die Proklamationen und Predigten, mit denen die Professoren ebenso wie die Kirchenführer und Prediger beider Konfessionen den Ersten Weltkrieg begleiteten und Einfluss auf die Bevölkerung zu nehmen versuchten, bewirkten recht wenig. „Sie selbst überschätzten ihren Einfluss maßlos. Im Heer und in der Heimat schwanden mit der Dauer des Krieges die Zweifel an den kirchlichen Deutungen des Geschehens. [...] Die Mehrzahl der Prediger in beiden Konfessionen sah schließlich ihre Aufgabe vor allem nur noch darin, Trost zu spenden und bei der

15 FRANZ KÖHLER, *Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt (RV V/19)*, Tübingen 1915, S. 26.

16 M. GAILLUS, Bruno Doehring (s. Anm. 3).

Bewältigung des unermesslichen Leidens zu helfen. Und die Masse der Soldaten wollte nur noch Frieden, Frieden um jeden Preis.“¹⁷

Zu den rühmlichen Ausnahmen in der kritischen Beurteilung des Ersten Weltkriegs zählt der liberale evangelische Theologe Martin Rade, Professor für Systematische Theologie in Marburg. Als Schriftleiter der protestantischen Wochenschrift *Die Christliche Welt* mit dem für sich sprechenden Untertitel „Ev. Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände“ bezeichnete er bereits im September 1914 den Krieg als „Bankrott der Christenheit“, da der Glaube in den Dienst nationaler Interessen gestellt würde. Darauf erhob sich unter der Leserschaft ein heftiger Widerspruch; über 600 Leser kündigten ihre Abonnements. Zu den Kritikern Rades gehörte auch der Heidelberger Theologe und Religionsphilosoph Ernst Troeltsch. Dieser konstatierte allerdings bereits im Juni 1915 ebenfalls ein Versagen der Kirchen: Sie hätten gegenüber den Kriegsbefürwortern am Gebot der Feindesliebe festhalten und sagen müssen, dass von der Welt des Glaubens eine Kraft der Versöhnung in die irdische Welt ausgeht. Einschränkend muss zu Rade gesagt werden, dass er als deutscher Patriot die deutsche Kulturnation aus vollem Herzen bejahte und darum in seinem Blatt bis zuletzt für die Zeichnung von Kriegsanleihen aufrief, was ihn wiederum nicht davon abhielt, von den Massakern zu berichten, die vonseiten des Osmanischen Reiches, dem Bündnispartner des Deutschen Reiches, an den christlichen Armeniern verübt wurden.

Aber nicht nur bei Troeltsch, sondern auch bei einigen wenigen anderen Theologen, die dem liberalen Protestantismus zuzurechnen sind, lässt sich im Laufe des Ersten Weltkriegs ein Umdenken erkennen. Rudolf Otto, Professor in Marburg, thematisierte in seinem im Jahre 1917 erschienenen Buch „Das Heilige“ ein „völlig anderes, befremdliches Gottesbild, das die Rätselhaftigkeit seines Handelns hervorhob“¹⁸. Der Praktische Theologe Otto Baumgarten vollzog im selben Jahr 1917 in seiner Vorlesung „Christentum und Weltkrieg“ eine „radikale Selbstkritik. Angesichts der offenkundigen Vernichtung der Humanität im Krieg mitsamt der Illusion eines geschichtlich erkennbaren gerechten und gütigen Gottes begann er erneut über die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu nachzudenken.“¹⁹ 1918 erklärte der Kieler Theologe „die selbstgefällige, trotzig-Verleugnung alles Interesses an der Menschheit, alles Mitleidens unter dem Jammer der Feinde, alles Glaubens an die Möglichkeit der Liebe und der Freundschaft der Gegner“ als „mit der Grundgesinnung eines Jüngers Jesu un-

17 Siehe M. GRESCHAT, *Der Erste Weltkrieg und die Christenheit* (s. Anm. 1), S. 21 f.

18 A.a.O., S. 22.

19 A.a.O., S. 22 f.; vgl. dazu WILHELM PRESSEL, *Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands* (APTh 5), Göttingen 1967, S. 194–200. 230 f.

vereinbar“. Wie Baumgarten hatte schließlich auch Adolf von Harnack während der Kriegszeit eine Wandlung erlebt. Von daher erklärt sich, dass es gerade diese liberalen protestantischen Theologen waren, die sich für die Weimarer Republik engagierten: Rade und Troeltsch saßen 1919 für die linksliberale Deutsche Demokratische Partei in der Preußischen Landesversammlung. Troeltsch wurde zudem Unterstaatssekretär im Preußischen Kultusministerium. Harnack war als Reichskommissar für Kirchen- und Schulfragen an der Weimarer Nationalversammlung beteiligt. 1927 schrieb er an Rade: „Mehr und mehr sehe ich auch ein, dass den Frieden zu stützen, zu halten, zu verbreiten zu unsern höchsten Aufgaben gehört. *Collaboratores dei* [Mitarbeiter Gottes] heißt heute auf allen Gebieten den Frieden zu sichern und zu pflegen.“

Von einer solchen Selbstkritik war jedoch bei Domprediger Doehring nichts zu bemerken. Gehörte er doch „bei Kriegsende zusammen mit dem Theologen Reinhold Seeberg zu den maßgeblichen Erfindern der Dolchstoßlegende. Von Januar 1919 an gab Doehring das Blättchen *Der deutsche Aufbau* heraus, in dem er Kommentare zum Zeitgeschehen publizierte. Er diagnostizierte darin den seelischen Zusammenbruch des deutschen Volkes; die Feinde hätten nur aufgrund von ‚Heimtücke‘ und ‚Verrat‘ im Inneren den Krieg gewinnen können. Eine politische Wiederauferstehung der Deutschen, war sich Doehring sicher, sei nur durch Rückbezug auf die Wurzeln wahren Deutschtums möglich: Gott, Jesus Christus, Martin Luther, Bismarck – verkündet durch ihn, den Domprediger. In diesem Sinn bekämpfte er die erste deutsche Demokratie von Beginn an – bis zu ihrem Ende im Jahr 1933.“²⁰

2. Die Predigten Rudolf Bultmanns zur Zeit des Ersten Weltkriegs

Nach dem bisher Ausgeführten kann man sich nun fragen: War dies alles, was evangelische Theologen – speziell in ihren Predigten – in den Jahren 1914 bis 1918 zum Kriegsgeschehen zu sagen hatten? Oder welche anderen Deutungen und Gedanken lassen sich finden? Ich möchte daraufhin nun drei Predigten des damals in Breslau lehrenden Theologen Rudolf Bultmann anschauen, die er in dieser Zeitspanne gehalten hat. Vorausgeschickt sei, dass Bultmann selbst wegen eines Hüftleidens keinen Kriegsdienst ableisten durfte. Dass ihm der Dienst mit der Waffe verschlossen blieb, belastete ihn sehr. Ihm blieb nur das solidarische Gedenken „an die, die draußen stehen“. Darum unterhielt er einen intensiven Briefkontakt zu seinen Freunden und Kollegen an der Kriegsfront

20 M. GAILLUS, Bruno Doehring (s. Anm. 3).

und versorgte sie mit wissenschaftlicher Literatur, Cognac und Zigarren. Doch nun zu Bultmanns Predigten während der Kriegszeit!

Am 20. September 1914, also wenige Wochen nach Kriegsbeginn, die Schlacht an der Marne war verloren, die deutschen Soldaten befanden sich im zermürbenden Stellungs- und Grabenkrieg, predigte Bultmann in seiner Oldenburger Heimat in Hammelwarden über Mt 10,28-31: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt ihrer keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt. So fürchtet euch denn nicht; ihr seid viel besser denn Sperlinge.“²¹ Von diesem Bibeltext ausgehend, thematisierte er in seiner Predigt Gottes Vorsehung im Kriege.

Zu Beginn zitiert Bultmann das alte Sprichwort „Not lehrt beten“ und fügt hinzu, dass es „auch in dieser Kriegszeit seine Wahrheit“ zeige. Er begründet dies damit, dass ein Gebet-Gottesdienst auf Wunsch des Kaisers die Kriegszeit eingeleitet habe, die Kirchen voller besucht seien als sonst und darüber hinaus zusätzliche Abendandachten angeboten würden. Aber Not lehre nicht nur beten, sondern – und damit ist er beim Thema seiner Predigt – sich auch der Vorsehung Gottes versichern.

Leid und Not werden vom Prediger klar angesprochen – gerade auch als möglicher Einwand gegen den Vorsehungsglauben. Mit diesem Einwand setzt sich Bultmann in seiner Auslegung des Jesuswortes auseinander: „Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt ihrer keiner auf die Erde ohne euren Vater“, wenn er argumentiert: „Auch die kleinsten, geringsten Geschöpfe stehen in Gottes Hand. Aber Jesus sagt nicht, dass diesen Geschöpfen nie etwas Schlimmes zustößt. Er sagt nicht: Es fällt ihrer keiner auf die Erde, sondern er sagt: Es fällt ihrer keiner auf die Erde ohne euren Vater! Also wohl fallen Sperlinge tot auf die Erde, aber es geschieht nicht ohne Gottes Ratschluss. Und *das*, meint Jesus, sollen wir daraus lernen: Leid und Not bleibt uns zwar nicht erspart, aber, was uns geschickt wird, wird uns von Gott nach seiner Vorsehung geschickt.“

Not und Leid werden von Bultmann beim Namen genannt, wenn er von „Opfer und Sorge in jeder Familie“, von Mangel und Arbeitslosigkeit spricht. Zugleich sieht er aber Grund zum Dank gegenüber Gott, der uns Schlimmeres erspart habe: „Wenn wir in Berichten lesen, wie es dort aussieht, wo der Krieg verheerend tobt, wo friedliche, arbeitsame Städte und Dörfer jetzt verödet und

21 RUDOLF BULTMANN, Das verkündigte Wort. Predigten – Andachten – Ansprachen 1906–1941, in Zusammenarbeit mit Martin Evang ausgew., eingele. u. hg. v. Erich Gräßer, Tübingen 1984, S. 115-125.

geschändet daliegen, wo Häuser und Kirchen in Trümmer geschossen sind und wo auch Frauen und Kinder von einem grausamen Kriegsgeschick nicht verschont wurden – wie gering ist dann die Not, die wir gekostet haben. Dies Schlimmste ist unserem Vaterlande erspart geblieben, dass der Krieg nicht in seiner Mitte geführt wird, und dass die Feinde, die im Osten und Westen seine Grenzen überschritten hatten, siegreich zurückgeworfen sind.“ In den Dank schließt er noch ein die „treue Pflichterfüllung“ in „unserem Vaterland“, die gute Ernte und vor allem den „glücklichen Anfang des Kriegs“ mit den vielen Siegesbotschaften.

Jedoch will Bultmann damit nicht über die Kriegsnoté hinwegtäuschen; vielmehr bereitet er seine Hörer auf noch zu erbringende Opfer vor: „Wir stehen erst am Anfang der Kriegszeit und können nicht absehen, welche Veränderungen noch hervorgerufen werden, welche Opfer noch gefordert werden, die unsere Arbeit stören, die Not und Entbehrung in unsere Häuser bringen können. Wir dürfen auch nicht erwarten, dass die Siegesbotschaften der ersten Zeit sich so fortsetzen.“ Und wenn er auch „zuversichtlich auf Sieg“ hofft, so lässt er seine Gemeinde doch nicht darüber im Unklaren, dass es „ein teuer erkaufter Sieg“ sein werde. Ganz nüchtern rechnet er damit, dass es auch nach Ende des Krieges lange dauern werde, „bis alles wieder in Ordnung gebracht ist und die Arbeit des Friedens wieder ihren ruhigen Gang gehen kann, bis gar Wohlstand und Freude wieder fröhlich wachsen, bis die Wunden des Krieges geheilt sind“.

Jesu Aufruf „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten“ bezieht Bultmann sowohl auf die Soldaten, die „draußen todesmutig und furchtlos vorgehen“, als auch auf Zivilisten, die auf vieles verzichten und sich einschränken müssen. Weiter hält er dazu an, „den Opfermut, der in der Zeit der ersten Begeisterung aufflammte, nicht einschlafen zu lassen, sondern wach zu halten“. Dabei spricht der Prediger die Liebesgaben für die Krieger und die Verwundeten an, die Sorge für die Familien, deren Ernährer im Feld oder bereits gefallen sind, sowie das Zeichnen von Kriegsanleihen.

Und wer glaubte, Bultmann würde als kritisch reflektierender Theologe davon Abstand nehmen, den Tod deutscher Soldaten als gottgefälligen Heldentod für das Vaterland zu verklären, sieht sich leider getäuscht. Bultmann wörtlich: „Und wie viele Eltern gibt es in unserem Vaterland, die stolz darauf sind, ihre Söhne hinaus-schicken zu können für die Ehre des Vaterlandes; stolz, dass ihnen etwas so Großes beschieden ist, wie für das Vaterland zu kämpfen und, muss es sein, zu sterben. Gott selbst hat uns ja das Schwere erleichtert, indem er uns das gute Gewissen gibt, dass wir für Recht und Ehre, für alles Hohe und Heilige kämpfen, dass unsere Sache Gottes Sache ist.“ Hier trifft sich Bultmann mit Doehring und Dryander.

Auf derselben nationalistischen Linie liegt es, wenn Bultmann in der durch den Krieg hervorgerufenen Überwindung von Gruppendifferenzen in der deutschen Gesellschaft, die „Erziehungsarbeit der göttlichen Vorsehung“ glaubt beobachten zu können. Die entsprechende Passage in der Predigt lautet:

„Wie war in den letzten Jahren unser Volk erfüllt von dem Streit der Parteien. Wie zuwider wurden uns diese Klänge des Partehaders und Klassenhasses. Falschverstehen und Missgunst war an der Tagesordnung. Wie anders jetzt! Jetzt gibt es ein einiges Deutschland. Wie erhebend war die Einigkeit unseres Reichstags, verschwunden alle Standesinteressen und aller Klassenhass, auf den unsere Gegner gerechnet hatten. Wie ein Mann erhob sich Deutschland, und was manche vereinzelt Stimmen früher gefordert und nicht erreicht hatten, das war mit einem Schlage geschehen: Man sah, dass es etwas Größeres gibt, und wofür sich alle die Hand reichen konnten: Ehre und Freiheit des Vaterlandes. Das ist Erziehungsarbeit Gottes.“

Bultmann zufolge habe der Beginn des Kriegs die Zeit der „Üppigkeit“ und der „Genusssucht“ beendet, eine Zeit gehetzten Schaffens, Produzierens und Erwerbens, ohne tieferen Lebenssinn. Jetzt hingegen lernten „wir wieder in uns schauen und uns zu fragen nach dem Ewigen, in dem unser Herz Ruhe findet“. Mit solcher Verunglimpfung der Friedenszeit und Verklärung der Kriegsgegenwart sind bei Bultmann noch üble Vorbehalte gegenüber den französischen Nachbarn verbunden: „Was vielleicht am traurigsten war: Wie hatte ausländisches Wesen, vor allem französisches Wesen bei uns, in unseren Städten sich breit gemacht, nicht nur in lächerlichen Äußerlichkeiten, sondern auch in einer weichlichen, unreinen Art des Genießens. Echtes deutsches Wesen, Kraft und Reinheit drohten befleckt zu werden. Jetzt widert uns dies ausländische Wesen an.“ In gleichem Atemzug spricht der Prediger die Hoffnung aus: „Dass wir doch deutlich auf Gottes Stimme hörten und auch eine sittliche Wiedergeburt unseres Volkes erlebten!“

Bultmann erkennt im Krieg Gottes Vorsehung am Werk, die zu einer sittlichen Erneuerung, einem innerlichen Wachsen und Reifer-Werden für Gottes Welt führe – selbstverständlich nur bei den deutschen und nicht bei den ausländischen Kriegsteilnehmern. So zu reden, ist allerdings nur möglich, wenn die Grausamkeiten des Krieges weithin ausgeblendet werden und die Kriegszeit idealisiert wird, indem Bultmann formuliert: „Anders wird auch das Verhältnis untereinander, wo die kleinlichen Äußerlichkeiten und das selbstsüchtige Wesen von uns abfällt. Wir lernen an andere denken, an die, die draußen für uns kämpfen; an die, die in Not gebracht sind. Mancher redet zum anderen, den er früher

nie gekannt, und ein neues Band schlingt sich von Herz zu Herz. Und unter Freunden muss das äußerliche Gefallen aneinander einer tieferen, innerlichen Gemeinschaft weichen, wo man Großes zusammen durchlebt und durchdenkt. Wir lernen etwas für unsere menschlichen Beziehungen, dass wir die Zeit, die uns zusammen geschenkt ist, besser ausnutzen, uns herzlicher vertrauen und inniger beglücken. Unsere Gemeinschaft wird reicher und schöner.“

Seine zweite Kriegspredigt²² hielt Bultmann ein Jahr später – und zwar an drei aufeinander folgenden Sonntagen an verschiedenen Orten des damaligen Großherzogtums Oldenburg. Die politische Lage hatte sich für Deutschland weiter verdüstert. Eine grundsätzliche Änderung bei der Beurteilung des Kriegs ist in Bultmanns Predigt jedoch nicht zu erkennen.

Bultmann legte seiner Predigt das Pauluswort aus Gal 6,2: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ zugrunde und stellte sie unter die Überschrift „Unsere Pflichten gegenüber denen im Felde“. Galt die Weisung des Apostels der christlichen Gemeinde, in der alle menschlichen Unterschiede irrelevant sind, also auch die Nationalität, führt Bultmann gleich zu Beginn den Krieg als einen „Ausleger der Schrift“ ein, was bei einem der historisch-kritischen Bibelauslegung verpflichteten Theologen schon sehr überrascht. Doch hören wir Bultmann selbst: „Wie er [der Krieg] manches Altgewohnte in neuer Bedeutung erscheinen lässt, so wirft er auch auf manches altbekannte Schriftwort ein neues Licht. ‚Einer trage des anderen Last‘ – hören wir das Wort jetzt, so steigen von selbst Bilder der Kriegszeit vor unserm Auge auf, Bilder, wie draußen im Felde einer dem anderen seine Last abnimmt, für ihn eintritt, Kamerad für Kamerad, Soldat für Offizier, Offizier für Soldat. Bilder, von denen wir hörten und lasen, wie ein Kamerad den verwundeten Kameraden aus dem feindlichen Feuer zu retten versucht und sein Leben dabei einsetzt. Einer trägt des anderen Last, er erfüllt das Gesetz Christi. Und wenn wir daran denken, so ist uns sein Name, sein Bild nicht nur mit einem Glanz des Heldentums umgeben, sondern auch mit einem Schein der ewigen Welt Christi, und in Ehrfurcht beugen wir uns.“ Der Soldatentod wird damit nicht nur als Heldentod überhöht, sondern auch noch mit einer christlichen Gloriole geschmückt.

Doch es kommt noch ärger: Die Deutung des Kreuzestodes Jesu Christi als Opfertod für uns Menschen wird übertragen auf das Sterben deutscher Soldaten auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs. So heißt es in der Predigt: „Die für uns draußen stehen, sorgen dafür, dass unser Staat, unser Vaterland erhalten bleibe gegenüber dem Ansturm der Feinde. [...] Für uns wird gekämpft, für uns Blut vergossen, für uns so viel Leben geopfert. Für uns!“

22 A.a.O., S. 126-134.

Denken wir darüber nach, wird uns rasch klar, wie fatal eine solche Argumentation ist. Vergessen scheint, was Adolf von Harnack in seinem Buch „Das Wesen des Christentums“ als einen der Kernpunkte der Botschaft Jesu herausgestellt hatte: „der unendliche Wert der Menschenseele“. Oder wie ist es um den Aufruf des Paulus bestellt: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich!“ (Röm 12,2)? Es gilt sich im Sinne des Apostels doch gerade nicht der jeweils herrschenden Meinung und Ideologie anzupassen, sondern – um wiederum mit Paulus zu sprechen – zu prüfen, „was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene“.

Bultmann dagegen fährt fort in seiner Predigt mit den Worten: „Für uns! Das können wir nur ertragen, wenn es bedeutet: für das Vaterland, und wenn dies Wort ‚Vaterland‘ viel höhere und heiligere Werte umschließt, als sie in dir und mir, in einem jeden einzelnen von uns lebendig sind. Ja, in den ersten Tagen des Krieges, da wurde es in aufflammender Begeisterung wohl jedem offenbar, dass es etwas Größeres und Erhabeneres gibt als das einzelne Leben, und dass es herrlich ist, das Leben für die große Sache zu opfern.“ Ja, Bultmann versteigt sich in seiner Glorifizierung des eigenen Vaterlandes zu dem Gedanken, dass angesichts der auf den Schlachtfeldern gebrachten Opfer das Vaterland immer mehr „ein heiliges Land, Gottes Reich“ werde. Alles Bemühen um Aktualisierung der neutestamentlichen Botschaft in Ehren, aber dies hat nun wirklich nichts mehr mit Jesu Reich-Gottes-Verkündigung zu tun.

Kommen wir noch zur dritten Predigt²³, die Bultmann am 27. Mai, dem Pfingstsonntag, des Jahres 1917 in Breslau gehalten hat – d.h. drei Monate nachdem sein jüngster Bruder Arthur gefallen war. In seiner Predigt stellt Bultmann seiner Gemeinde zwei eindrückliche Bilder von Pfingsten vor Augen – eines aus der Friedens- und eines aus der Kriegszeit:

„Was das eine Bild zeigt, das liegt nun viele Jahre zurück: das Pfingsten, das ich als Kind in meiner Heimat auf dem Lande feierte. Pfingstgrüne Birkenzweige schmückten das Haus und erfüllten es mit ihrem süß-herben Duft, schmückten draußen die Haustür, und der Sonnenglanz spielte in ihnen. In festlich helle Gewänder war Haus und Dorf gekleidet und zog zur Kirche, wenn die Glocken wie Jubel über die Frühlingslandschaft klangen. Und über diesem ganzen Tage lag dieser Sonnenglanz, dieser frohe Glockenklang, und Pfingsten war ein Freudenfest.

Das andere Bild ist das Pfingstfest des vergangenen Jahres. Da stand ich im Lazarett vor Verwundeten und mochte kaum den Mund auftun, davon zu reden, dass Pfingsten ein Fest der Freude sein solle. Denn Schmerz und

23 AaO, S. 134-147.

Jammer schauten mich aus großen, fragenden Augen an, und die Geister von Kampf und Lärm, von Blut und Schrecken schwebten bedrückend durch den Raum. Und die Gedanken gingen zu denen, die noch draußen standen in Kampf und Not, und zu denen, für die kein Frühlingsgrün mehr duftete, kein Sonnenstrahl mehr leuchtete.“

Wer nun erwartet, Bultmann hätte in Erinnerung an die Pfingstfeste seiner Kindheit, auch in der Erinnerung an die „Stunden der reinen, ungeteilten Arbeits- und Schaffensfreude, der Hingabe an die köstlichen Mächte des Geisteslebens, des reinen Genusses der reifen Früchte menschlichen Gestaltens“ seine Einstellung zum Krieg völlig gewandelt, sieht sich enttäuscht. So sehr er den Wert der Erfahrungen der Vergangenheit dankbar anerkennt, damit geht zugleich die Bejahung der gegenwärtigen Lebensmächte einher: „der Gedanke des Opfern alles Liebeswerten und Köstlichen, des Sich-Losreißen von einer Welt voll Licht und Wärme, die unsre war, das Stählern-Werden und Sich-Emporrecken über menschlich-persönliches Geschick, das Ins-Auge-Schauen einer stillen Welt, in der Schmerz und Leid ihr Recht fordern“.

Durch das Kriegserleben hält Bultmann es für möglich, dass unser altes Gottesbild in Trümmer gegangen ist, weil wir uns ihn vielleicht zu klein vorgestellt hätten. Der Gott, wie ihn Bultmann verkündigt, ist ein geheimnisvoller Gott – ein Gott „unendlich in Widersprüchen und Schrecken“. Bultmann lehnt es daher ab, den Krieg als göttliche Strafe und Gericht zu verstehen und in solchem Deutungshorizont in Predigten zur Buße zu rufen. Ebenso bestreitet er die Auffassung, dass Gott mit dem Krieg nichts zu habe. Die tiefere Anschauung „mutet“ vielmehr im Sinne Bultmanns „dem Menschen den Glauben zu, dass Gott auch mit dem furchtbarsten Schicksal dem Menschen etwas Großes zutraut, ihn ganz frei und groß machen will“.

Ein neuer zukunftsweisender Ton klingt in Bultmanns Predigt an, wenn er von der Pflicht der Menschheit spricht, „zu schaffen, dass etwas so Entsetzliches wie dieser Krieg nicht wieder über die Erde kommt“. Das hindert den Prediger jedoch nicht, kurz darauf, einen tieferen Sinn des Kriegs zu behaupten: „Mag dann das Geschehen uns noch so sinnlos erscheinen, *etwas* waltete doch in ihm, was uns inneren Gewinn brachte. [...] Haben wir nicht gelernt, dass es Pflichten gibt, die den Menschen hoch hinausheben über alles Alltägliche, ja über alles, was wir als hoch und edel kannten? [...] Wir schauen einen Opfersinn und ein Heldentum, das auch um die Stirn des Geringsten einen Strahlenkranz flicht. Es ward uns *ein* Geheimnis offenbar, für das wir den Sinn verloren hatten; ich meine die Größe dessen, das wir *tragisch* nennen.“

Selbst „alle finsternen, dämonischen Kräfte des Menschenherzens“, die der Krieg offenbar gemacht habe, selbst „alle Leidenschaften der Selbstsucht und der Lüge, der Brutalität und des Hasses“ glaubt Bultmann in den Tiefen Gottes entdecken zu können. „Wie er [Gott] unendlich ist als Quell der Schrecken, so ist er unendlich als Quell der Gnaden, und von jeder Höhe muss es durch neue Tiefen zu neuen Höhen gehen.“

Eine grandiose Spekulation, gewiss. Aber entspricht sie wirklich dem Evangelium? In 1Joh 1,5 lesen wir: „Gott ist Licht, und in ihm ist keine Finsternis.“ Damit sei selbstverständlich nicht bestritten, dass christlicher Glaube darum ringen muss, wie der Gott der Liebe und die Welt in all ihrer Abgründigkeit aufeinander zu beziehen sind.

3. Christliche Friedensinitiativen während des Ersten Weltkriegs

Während des Ersten Weltkriegs gab es in Kirche und Theologie jedoch nicht nur kriegstreibende oder den Krieg rechtfertigende, sondern auch sich für die Bewahrung des Friedens einsetzende Stimmen, wenngleich sie leider ohne Erfolg blieben.

Bereits vor dem Krieg im Jahr 1913 unterzeichneten 395 Theologen einen *Aufruf „Für den Völkerfrieden“*, wobei fast ein Drittel aus Elsass-Lothringen stammte. Der Berliner Pfarrer Walter Nithack-Stahn, der Verfasser des Aufrufs, hielt wenige Tage nach Einweihung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig einen Vortrag, in dem er den Krieg als „Barbarei“ bezeichnete und wünschte, das neue Denkmal möge „das Grabmal des Dämons des Krieges“ werden.

Zu erinnern ist weiterhin an das *Friedenskonzil*, das am Tag der Mobilmachung in Konstanz eröffnet wurde: mit 80 Delegierten aus 12 Nationen und 30 Konfessionen. Immerhin die Hälfte der ursprünglich angemeldeten Personen war anwesend. Unter den Initiatoren befanden sich neben dem englischen Quäker Henry Hodgkins und dem evangelischen Pfarrer Friedrich Siegmund-Schultze, einem der Pioniere der deutschen Friedensbewegung, der evangelisch-lutherische Erzbischof Nathan Söderblom aus Schweden sowie George Bell aus England, der spätere Bischof von Chichester, mit dem Dietrich Bonhoeffer während der NS-Diktatur in Deutschland enge Kontakte unterhielt.

Schon am 3. August 1914 musste jedoch die Konferenz abgebrochen werden. „Da keine Züge mehr verkehrten, erwirkte Siegmund-Schultze vom Kaiser die Erlaubnis zur Benutzung eines Sonderzuges von Konstanz nach Holland für die über Nacht plötzlich zu Feinden gewordenen christlichen Brüder. Bei der Verabschiedung auf dem Kölner Hauptbahnhof, inmitten des Lärms der anlaufenden

Mobilmachung, geschah dann jener berühmte Händedruck zwischen dem englischen Quäker Henry Hodgkin und dem deutschen Pfarrer Friedrich Siegmund-Schultze, der als symbolischer Gründungsakt des *Internationalen Versöhnungsbundes* bzw. der *International Fellowship of Reconciliation* (IFOR) gilt. Beide versprachen sich in die Hand, dass, was auch immer passieren werde, sie sich niemals als Feinde ansehen werden. Es ist überaus erstaunlich und es zeigt die Kraft dieses kirchlichen Aufbruchs, dass aus dieser doch eigentlich missglückten Konferenz in Konstanz gleich zwei Bewegungen hervorgegangen sind, die auch durch einen Weltkrieg nicht gehindert werden konnten, mit der Arbeit zu beginnen²⁴: neben dem Internationalen Versöhnungsbund auf der einen Seite der *Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen* auf der anderen Seite. „Das kleine Samenkorn, das auf dem Kölner Hauptbahnhof gelegt worden war, entwickelte sich noch während des Weltkrieges in erstaunlicher Weise. Schon im Dezember 1914 gründete sich in Cambridge/England der erste nationale Zweig des Versöhnungsbundes, der bis 1918 auf etwa 7000 Mitglieder anwuchs, von denen etwa 600 als Kriegsdienstverweigerer ins Gefängnis gingen. Andere Zweige kamen noch während des Krieges in den USA, den Niederlanden, Schweden und sechs weiteren Ländern hinzu.“²⁵

Zwar konnte während des Ersten Weltkriegs in Deutschland unter einer immer rigideren Militärzensur ein Friedensbund nicht offiziell gegründet werden, das verhinderte jedoch nicht den Beginn der praktischen Friedensarbeit, indem man sich der Zivilinternierten und Kriegsgefangenen annahm. 1919 traf man sich in Bilthoven (Holland) mit den ausländischen Freunden zur offiziellen Gründungsversammlung der *International Fellowship of Reconciliation*, die bis heute für Frieden, zivile Konfliktlösungen und Menschenrechte eintritt. „Dieses Treffen wurde zu einem Erlebnis tiefer Einheit: Menschen aus Ländern, die sich bis vor kurzem bekriegt hatten, arbeiteten die Grundlagen einer internationalen Christlichen Friedensbewegung aus, auf der Basis der göttlichen Liebesbotschaft.“ (Muriel Lester) [...] Es war damals mehr als nur ein Zeichen, Menschen aus den ehemaligen Feindstaaten als (christliche) Freunde erleben zu können²⁶.

Kommen wir noch zur *Friedensinitiative von Papst Benedikt XV!* Dieser, seit dem 3. September 1914 im Amt, wandte sich bereits am 8. September mit dem Apostolischen Schreiben „Ubi primum“ an die kriegsführenden Nationen und alle Katholiken dieser Welt. In einer äußerst scharfen Form klagte er den Kriegsausbruch an, indem er mit Entsetzen und Bitterkeit feststellte, dass in diesem Krieg das Blut der Christen fließe und dass Teile Europas vom Feuer verwüstet werden.

24 THOMAS NAUERH, Das langsame Erwachen – die christlichen Kirchen und der Friede. Ein Rückblick nach 100 Jahren, in: DtPftBl 114 (2014), S. (432-435) 432 f.

25 A.a.O., S. 433.

26 Ebd.

Als Vater und Hirte rief der Papst zur Rettung des Friedens auf, wobei er alle ihm zur Verfügung stehende Macht nutzen wollte, um dieses Unheil von seiner Herde abzuwenden. Weiter schrieb er: „Deshalb werden wir Gott mit den Augen und Händen zum Himmel erhoben anflehen. Wir mahnen und beschwören alle Kinder der Kirche und besonders die Regierenden. Wir bitten zu Gott, damit er die Geißeln der Wut durch seine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit von den Sünden der Völker entferne.“ Benedikt XV. bat und beschwor diejenigen, denen das Schicksal der Völker anvertraut worden sei, und forderte sie auf, den Zwist im Interesse der menschlichen Gesellschaft einzustellen.

Am 28. Juli 1915 folgte Benedikts zweiter Friedensaufruf, sein Apostolisches Lehrschreiben unter dem Titel „An die im Kriege sich befindenden Völker und ihre Leiter“. In diesem Dokument geißelt er mit klaren Worten den Krieg und ruft die politisch und militärisch Verantwortlichen zur Umkehr auf.

Nicht nur dieser päpstliche Friedensaufruf verhallte ungehört, sondern auch die päpstliche Friedensinitiative im Sommer 1917 erreichte nicht ihr Ziel. Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., seit dem 20. April 1917 Nuntius der Apostolischen Nuntiatur in München, verhandelte vom 26. bis 28. Juni mit Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, während Kaiser Wilhelm II. ihn am 29. Juni für 30 Minuten empfing. Am 24. Juli unterbreitete Pacelli dem Kaiser einen Vermittlungsentwurf mit sieben Friedensbedingungen und beantwortete dessen Einwände. In der durch seinen Bericht genährten Annahme, der Kaiser sei kompromissbereit, veröffentlichte der Papst am 1. August 1917 seinen Friedensappell „Dès le début“. Doch alle Kriegsparteien lehnten die darin enthaltenen Vorschläge ab. Daraufhin distanzierte sich Pacelli von der Linie Benedikts, der Vatikan müsse durch eigene Initiativen aktiv für Frieden eintreten, und vertrat fortan eine strikte Neutralität in politischen Fragen.

4. Der Erste Weltkrieg aus der Perspektive Albert Schweitzers

Wie wir gesehen haben, hatte sich bei einer Reihe von liberalen Theologen wie Harnack, Troeltsch und Baumgarten nach 1914 ihre Einstellung zum Krieg grundlegend gewandelt. Es scheint mir von besonderem Interesse zu sein, sich einmal zu vergegenwärtigen, wie Albert Schweitzer, selbst ein von der liberalen Theologie geprägter Theologe, den Ersten Weltkrieg beurteilt hat – nicht zuletzt deshalb, weil er sich zu Kriegsbeginn gar nicht in Deutschland aufhielt.

Seit etwas mehr als einem Jahr wirkte Albert Schweitzer als Tropenarzt in Lambarene in Äquatorialafrika, also innerhalb einer französischen Kolonie. Am 5. August 1914 wurde ihm hier bekannt, dass in Europa Krieg ausgebrochen

sei, und noch am Abend des gleichen Tages wurden er und seine Frau, weil sie als Elsässer Deutsche waren, auf der Missionsstation interniert und die Arbeit im Spital untersagt.²⁷ Da mit der Tatsache des Krieges für ihn das Problem der Kultur aktuell geworden war, nahm er schon am zweiten Tag der Internierung die Arbeit an seiner Kulturphilosophie auf.²⁸

Die Anregung dazu hatte er bereits im Sommer 1899 in Berlin im Hause Curtius erhalten, als er bei einem Gespräch das Wort vernahm „Ach was! Wir sind ja doch alle nur Epigonen!“ und dieses Wort wie ein Blitz neben ihm einschlug, weil es das ausdrückte, was er selbst empfand. Hatte er doch immer wieder feststellen müssen, „dass die öffentliche Meinung öffentlich kundgegebene Inhumanitätsgedanken nicht mit Entrüstung ablehnte, sondern hinnahm und inhumanes Vorgehen der Staaten und Völker als opportun guthieß“²⁹. Scharf verurteilte Schweitzer den mit der Parole „Realpolitik“ gerechtfertigten „kurzsichtigen Nationalismus“.³⁰

Tief enttäuscht war Schweitzer besonders über das Versagen der christlichen Religion. Schlangen sich doch durch sie lebendige Bande von Volk zu Volk. Ihr wäre die Aufgabe zugekommen, aus dem Tumult der nationalen Leidenschaften zur Besinnung zu führen. „Als die von allen nationalen Institutionen unabhängige Erzieherin hätte sie uns zur Sammlung zwingen und inmitten der Kämpfe das Friedensamt üben und die neue Zukunft bereiten sollen.“³¹ Schweitzers Urteil zufolge gab es keine Religion mehr, sondern nur noch Nationalreligionen. Selbst die universale katholische Kirche habe in den einzelnen Ländern nur noch als „Nationalkatholizismus“ existiert. Mit scharfen Worten kritisierte er die Kriegspredigt: „Was gepredigt wurde, war mehr Politik als Religion und nahm sich oft wie ein Hohn auf den Geist Jesu aus. Fürsten und Generäle gebärdeten sich als berufene Hohepriester und zitierten das höchste Wesen auf ihre Seite.“³²

Dazu passt, dass Schweitzer in einer Predigt gegen Ende des Ersten Weltkriegs, gehalten am 13. Oktober 1918 in St. Nicolai in Straßburg, zur Abkehr vom Nationalismus aufruft und erklärt, dass „alle Völker“ – also nicht nur das deutsche Volk – der „Hinwendung von falschen Idealen zu wahren, der Entwicklung von der Nichthumanität zur Humanität“ bedürfen. Dabei macht er sich den Gedanken Johann Gottlieb Fichtes von der „höheren Vaterlandsliebe“

27 Vgl. ALBERT SCHWEITZER, *Aus meinem Leben und Denken* (1931), in: ders., *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, hg. v. Rudolf Grabs, Bd. 1, München 1974, S. (19-252) 157.

28 Vgl. aa.O., S. 158.

29 S. ebd.

30 S. aa.O., S. 159.

31 ALBERT SCHWEITZER, *Wir Epigonen. Kultur und Kulturstaat*, hg. v. Ulrich Körtner u. Johann Zürcher (Werke aus dem Nachlass), München 2005, S. 104.

32 Ebd.

zu eigen. Diese zeige sich nämlich darin, dass der Einzelne sich nicht nur den nationalen Aufgaben widmet, sondern zugleich auch an der „Verwirklichung der reinen und allgemeinen Ideale“ arbeitet.³³

Schien der optimistische Fortschrittsglaube mit den Schrecken des Ersten Weltkriegs für immer desavouiert zu sein, so ermutigt Schweitzer seine Predigthörer zu einem neuen Glauben an die geistige Zukunft des eigenen Volkes ebenso wie an die der Menschheit. Und so heißt es mit geradezu beschwörenden Worten: „Es muss einen Fortschritt geben; es muss eine Menschheit kommen, in der die Völker durch geistige Ziele miteinander geeint sind und das Höchste erstreben, was es hienieden geben kann.“³⁴ Dabei dachte der Prediger von St. Nicolai weniger an den Völkerbund, sondern vielmehr an das aus der „veredelten Gesinnung der Menschen“ kommende Reich Gottes.³⁵ Und so schloss er seine Predigt mit den Worten:

„Wir haben Menschen und Hoffnungen begraben, mehr als je einem Geschlechte vor uns auferlegt worden ist. Aber aus der Zerstörung, durch die wir hindurchgegangen sind, wollen wir den Glauben an die Zukunft der Menschheit als das kostbarste Ideal in die neue Zeit hinüberretten und dem kommenden Geschlechte übergeben. Sonne der Hoffnung strahlt uns nicht auf dem Wege. Noch dauert die Nacht, das Morgengrauen des neuen Tages wird unsere Generation nicht mehr erleben. Aber wenn wir den Glauben an das, was kommen muss, gerettet haben, zittert Sternenlicht uns Klarheit auf den Weg. Friede Gottes, komm, erfüll unsere Herzen, hilf uns!“³⁶

5. Der durch den Ersten Weltkrieg ausgelöste theologische Umbruch

Während der Erste Weltkrieg bei Albert Schweitzer zu keinem Umbruch seines theologischen Denkens führte – bestätigte er doch seine jahrelang zuvor gehegten Befürchtungen –, verhielt sich dies ganz anders bei Theologen wie Karl Barth, Emil Brunner und Paul Tillich³⁷. Für sie ging mit dem von Harnack entworfenen Aufruf der 93 Intellektuellen zu Kriegsbeginn die bürgerlich-idealistische Ära des 19. Jahrhunderts zu Ende. Noch nach 40 Jahren erinnerte sich Barth:

33 ALBERT SCHWEITZER, Predigten 1898–1948, hg. v. Richard Brüllmann u. Erich Gräßer (Werke aus dem Nachlass), München 2001, S. 1201.

34 A.a.O., S. 1202.

35 S. ebd.

36 A.a.O., S. 1203.

37 Zu Tillichs im Ersten Weltkrieg erlebten inneren Wende vgl. ANDREAS RÖSSLER, Der Erste Weltkrieg (1914–1918), in: Renate Albrecht / Werner Schüßler (Hg.), Paul Tillich. Sein Werk, Düsseldorf 1986, S. 28–37.

„Mir persönlich hat sich ein Tag am Anfang des Augusts jenes Jahres als der *dies ater* [als der schwarze Tag] eingeprägt, an welchem 93 deutsche Intellektuelle mit einem Bekenntnis zur Kriegspolitik Kaiser Wilhelms II. und seiner Ratgeber an die Öffentlichkeit traten, unter denen ich zu meinem Entsetzen auch die Namen so ziemlich aller meiner bis dahin gläubig verehrten theologischen Lehrer wahrnehmen musste. Irre geworden an ihrem Ethos, bemerkte ich, dass ich auch ihrer Ethik und Dogmatik, ihrer Bibelauslegung und Geschichtsdarstellung nicht mehr werde folgen können, dass die Theologie des 19. Jahrhunderts jedenfalls für mich keine Zukunft mehr hatte.“³⁸

Barth war zu dieser Zeit Pfarrer, wie auch die meisten seiner ersten theologischen Weggenossen, Eduard Thurneysen, Emil Brunner, Friedrich Gogarten und Georg Merz. Die Aufgabe, Sonntag für Sonntag zu predigen, d.h. die Botschaft des Neuen Testaments in der Gegenwart zur Sprache zu bringen, empfand er als etwas völlig Unmögliches: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“³⁹

Anders als für Schweitzer war es für Barth aufgrund der Kriegserfahrung nicht mehr möglich, an dem humanistischen Idealismus der liberalen Theologie seiner Universitätslehrer festzuhalten. Hatten doch diese gelehrt, das göttliche Ziel des Geschichtsprozesses bestehe darin, „dass die Kräfte des Geistes, die die Geschichte durchwalten, allmählich den Sieg erringen und die Menschheit sich so Stufe um Stufe aus dem Naturzustand zur Kultur hinaufarbeitet“⁴⁰. „Der einzelne Mensch hat an diesem Ringen teil, indem er sich den geistigen Kräften erschließt und sich so aus dem Naturzustand zur freien Persönlichkeit entwickelt. Je und je erscheinen in der Geschichte Individuen, die in besonderer Weise geistig-göttliche Kräfte in sich tragen. Einer dieser Offenbarungsträger, ihr höchster und größter, ist Jesus von Nazareth gewesen. Indem der Mensch dem Vorbild Jesu folgt und an seinem inneren Leben teilnimmt, kräftigt sich sein Gottesbewusstsein und reift er zur freien geistig-sittlichen Persönlichkeit heran.“⁴¹

38 KARL BARTH, *Evangelische Theologie im 19. Jahrhundert* (1957), in: ders., *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert*, Bd. 2, Hamburg 1975 (©1960), S. 574 f.

39 KARL BARTH, *Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie* (1922), in: Jürgen Moltmann (Hg.), *Anfänge der dialektischen Theologie*, T. I: Karl Barth, Heinrich Barth, Emil Brunner (ThB 17), München ⁵1985, S. (197-218) 199.

40 HEINZ ZAHNIT, *Die Sache mit Gott. Die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert*, München 1968 (©1966), S. 18.

41 Ebd.

Barths grundlegend neuer Ansatz bestand nun darin, dass er bei der Aufgabe der Predigt nicht von der Geschichte ausgeht, sondern vom Wort Gottes, wie es seinen Niederschlag in der Bibel gefunden habe. Barth wörtlich: „Den Inhalt der Bibel bilden gar nicht die rechten Menschengedanken über Gott, sondern die rechten Gottesgedanken über den Menschen. Nicht wie wir von Gott reden sollen, steht in der Bibel, sondern was er zu uns sagt, nicht wie wir den Weg zu ihm finden, sondern wie er den Weg zu uns gesucht und gefunden hat ... *Das* steht in der Bibel.“⁴² Am Anfang der Theologie steht damit Gottes Offenbarung. Theologie kann im Sinne Barths nur „ein Nachbuchstabieren der Rede Gottes sein, ein Nachdenken seiner Gedanken“⁴³.

Für Barth ist Gott der „ganz Andere“, von uns Menschen getrennt durch einen unendlichen qualitativen Unterschied. Damit „rückt der Mensch mit allem, was er ist, hat und kann, [...] mit den Höhen seiner Geschichte, aber auch mit ihren Tiefen unter das Gericht Gottes“⁴⁴. Diese Theologie war durchaus zeitgemäß, sie wirkt wie ein theologisches Gegenstück zu Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“. Um mit Heinz Zahrnt zu sprechen: „Die ‚Erdbebenatmosphäre‘, die das Gericht Gottes über alle Kreatur erzeugt, schien aufs genaueste der Erschütterung des westeuropäischen Menschen und seines Kulturoptimismus nach dem Ersten Weltkrieg zu entsprechen.“⁴⁵

Was das Verhältnis von Gott und Geschichte betrifft, so geht in Jesus Christus Gott in die Geschichte nicht wirklich ein. Er berührt sie nur „wie die Tangente einen Kreis“. Barth beruft sich hier auf das Wort Johannes Calvins: „*Finitum non capax infiniti*“ (Das Begrenzte fasst nicht das Unbegrenzte). Über Gott und seine Offenbarung kann man Barth zufolge keine direkten Mitteilungen machen. Da Barth, die Auffassung vertreten hat, dass sich die Wahrheit Gottes nicht in einem menschlichen Wort ausdrücken lasse, sondern nur in Satz und Gegensatz, wird seine Theologie zu Recht als dialektische Theologie bestimmt.⁴⁶ Indem die Mitte von Position und Negation unfassbar bleibt, kommt zum Ausdruck, dass alles menschliche Reden von Gott unangemessen ist.

Barths Bundesgenosse im Kampf gegen den Kulturprotestantismus, Friedrich Gogarten, sah 1920 seine Generation „zwischen den Zeiten“ stehen. In seiner Positionsbestimmung fährt er fort mit den Sätzen: „Wir gehörten nie zu der Zeit, die heute zu Ende geht. Ob wir je zu der Zeit gehören werden, die kommen wird? Und wenn wir von uns aus zu ihr gehören könnten, ob sie so bald

42 KARL BARTH, *Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Vorträge*, München 1924, S. 28.

43 H. ZAHRENT, *Die Sache mit Gott* (s. Anm. 40), S. 19.

44 A.a.O., S. 27.

45 Ebd.

46 Vgl. a.a.O., S. 31 f.

kommen wird? So stehen wir mitten dazwischen.⁴⁴⁷ Ausdrücklich begrüßte er Oswald Spenglers Buch „Der Untergang des Abendlandes“. Denn „es beweist, mag es im Einzelnen stimmen oder nicht, dass die Stunde da ist, wo diese feine, kluge Kultur aus eigener Klugheit den Wurm in sich entdeckt und wo das Vertrauen auf die Entwicklung und die Kultur den Todesstoß bekommt.“⁴⁴⁸ Nicht ein Programm für das Kommende könne jetzt entwickelt werden. Jetzt sei die Stunde der Buße, die Raum gebe für die Frage nach Gott.

Bultmanns Abkehr von der liberalen Theologie, deren historisch-kritischer Methodik er allerdings zeitlebens verpflichtet blieb, und seine Hinwendung zur dialektischen Theologie sind – anders als bei Barth – nicht durch das Erlebnis des Ersten Weltkriegs und das Irrewerden an der politisch-reaktionären Haltung der meisten deutschen Theologieprofessoren zu Beginn und während des Kriegs bedingt, sondern durch die Ergebnisse seiner eigenen theologischen Arbeit. Die Durchforschung der Evangelien hatte ihm nämlich zu dem Eingeständnis genötigt, „dass wir von der Religion des historischen Jesus kaum etwas wissen“, was ihn dazu veranlasste, die „Jesus-Frömmigkeit der liberalen Theologie“ für eine Selbst-Illusion [zu] halten.⁴⁴⁹ Das Evangelium habe nicht Jesu Botschaft zum Inhalt, vielmehr verkündige es Gottes Heilstat in Kreuz und Auferstehung Christi. Für den christlichen Glauben – so Bultmann in seinem späteren Buch „Geschichte und Eschatologie“ – ist Jesus Christus kein „Faktum der Vergangenheit“, sondern „der jeweils hier und jetzt in der Verkündigung Anredende“⁴⁵⁰. Der Glaubende wisse sich als ein Neuer und Freier und stehe „jenseits von Zeit und Geschichte“⁴⁵¹. Der Sinn der Geschichte liege für ihn je in der Gegenwart, die Frage nach dem Sinn der Gesamtgeschichte könne er dagegen als unbeantwortbar auf sich beruhen lassen.⁴⁵² Damit sind dann auch sämtliche Geschichtsdeutungen von Bultmanns Predigten zwischen 1914 und 1918 hinfällig geworden.

Was Bultmanns politische Haltung angeht, so war er seit Mitte 1918 Mitglied in der Breslauer Ortsgruppe des Volksbundes für Freiheit und Vaterland, der sich gegen die expansive Annexionspolitik der Deutschen Vaterlandspartei richtete und stattdessen für einen „Verständigungsfrieden“ mit der europäischen

47 FRIEDRICH GOGARTEN, *Zwischen den Zeiten* (1920), in: Jürgen Moltmann (Hg.), *Anfänge der dialektischen Theologie*, T. II: Rudolf Bultmann, Friedrich Gogarten, Eduard Thurneysen (ThB 17), München 1987, S. (95-101) 95.

48 A.a.O., S. 98 f.

49 RUDOLF BULTMANN, Brief an Martin Rade vom 19.12.1920, in: Bernd Jaspert (Hg.), *Die Bultmann-Rade-Korrespondenz 1913–1937*, Nordhausen 2014, S. (80-91) 84 f.

50 RUDOLF BULTMANN, *Geschichte und Eschatologie*, Tübingen 1979 (1958), S. 181.

51 A.a.O., S. 182.

52 Vgl. a.a.O., S. 184.

Völkergemeinschaft eintrat.⁵³ Für die Verständigung plädierten auch die beiden wichtigsten Vertreter des liberalen Kulturprotestantismus, Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch. Innerhalb der evangelisch-theologischen Fakultät in Breslau galt Bultmann damit als „Linker“. In der Jugendvereinigung der Deutschen Demokratischen Partei – ohne selbst Parteimitglied zu werden – leitete Bultmann seit 1919 mit Wilhelm Gottschick die „Abteilung für Fragen der Religion und Weltanschauung“. ⁵⁴ Bultmanns positive Einstellung zur Weimarer Republik unterschied ihn von den meisten evangelischen Theologen in diesen Jahren.

Mit der Ausbildung der dialektischen Theologie ging die Erneuerung der Lutherforschung einher, die mit dem Berliner Kirchenhistoriker Karl Holl verknüpft ist. In seinem beim Reformationsjubiläum 1917 vor der Berliner Universität gehaltenen Vortrag „Was verstand Luther unter Religion?“ deutete er Luthers Religion vornehmlich als Gewissensreligion.⁵⁵ Wenn Holl hier das Gewissen so stark betont, dann tut er dies deshalb nicht etwa, weil der *Mensch* im Mittelpunkt der Religion steht, sondern vielmehr *Gott*, „sein unablässiges Schaffen und Handeln, seine Lebendigkeit und Heiligkeit, seine Ehre und Majestät“⁵⁶. Ins Zentrum tritt Luthers Rechtfertigungslehre mit dem spannungsvollen Gegenüber von Gesetz und Evangelium, Gericht und Gnade, Zorn und Liebe Gottes, Rechtfertigung und Heiligung des Menschen. Luther wurde bei Holl und seinen Schülern zur Quelle und Richtschnur gegenwärtiger Theologie.⁵⁷

Sowohl der dialektischen Theologie als auch der Lutherrenaissance war das radikale Ernstnehmen der Gottheit Gottes das zentrale Anliegen. Dies teilten sie mit der Wiederentdeckung des Heiligen durch Rudolf Otto.⁵⁸

6. Von der Staatskirche zur Volkskirche

Mit dem Ende des deutschen Kaiserreichs als Folge des verlorenen Ersten Weltkriegs kam auch das evangelische Staatskirchentum mit dem Kaiser als oberstem Bischof der evangelischen Kirche in Preußen an sein Ende. Es waren gerade von der liberalen Theologie geprägte Theologen, die die neue Staatsform der Demokratie bejahten und sich für ein konstruktives Verhältnis von Staat und Kirche engagierten.

So entstand als positive Antwort auf die Revolution von 1918 die Volkskirchenbewegung, der sich auch Martin Rade anschloss. Wie sich Rade die Neu-

53 Vgl. KONRAD HAMMANN, Rudolf Bultmann. Eine Biographie, Tübingen 2009, S. 96.

54 Vgl. aa.O., S. 97.

55 H. ZÄHRNT, Die Sache mit Gott (s. Anm. 40), S. 63 f.

56 Aa.O., S. 64.

57 Vgl. aa.O., S. 64 f.

58 Vgl. aa.O., S. 65.

gestaltung der evangelischen Kirche vorstellte, tritt deutlich in seinen 1918 zur Diskussion vorgelegten Vorschlägen⁵⁹ hervor. Gleich zu Beginn hält Rade daran fest, dass die evangelische Kirche „unabhängig von jeder Staatsform“ sei, wobei ihr Verhältnis zu dem gegebenen Staat „nur das des gegenseitigen Dienens“ sein könne.⁶⁰ Rade bejaht die Trennung von Staat und Kirche, wenngleich eine angemessene Übergangsfrist eingeräumt werden müsse und die Kirchenmitglieder an der Neuordnung des Kirchenwesens zu beteiligen seien.

Die beiden folgenden Grundsätze verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit, sind sie doch für unsere evangelische Kirche bis heute von maßgeblicher Bedeutung:

- 1) „Die evangelische Kirche gründet sich auf die religiöse Gleichberechtigung aller ihrer Glieder (allgemeines Priestertum auch der Laien).“⁶¹
- 2) „Indem sie von jetzt an ihre Geschicke selbst in die Hand nimmt, schafft sie sich ihre Organe (Presbyterien, Synoden, Behörden, Pfarrer) durch freie Wahl.“⁶²

Und als hätte Rade bereits Kenntnis von der in unseren Tagen geführten Debatte über die Wiederkehr der Religion gehabt, gibt er zu bedenken: „Religion ohne Kirche ist Geist ohne Leib.“ Rades Vorstellungen zum Religionsunterricht weisen über den konfessionellen hinaus, wie er später in der Weimarer Verfassung und im Grundgesetz verankert worden ist. Das ändert aber nichts daran, dass sie – vielleicht mehr denn je – diskussionswürdig sind. Wörtlich heißt es:

„Religionsunterricht soll in der Schule aller Stufen verbleiben. In dem Sinn, dass Religion, insbesondere die christliche, in ihrer Kulturbedeutung auf gleicher Linie mit den andern Kulturgütern der Menschheit vollberechtigter Lehrgegenstand ist.“⁶³

Übrigens entsprachen Bultmanns Voten zur Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche dem linksliberalen Kurs, den Martin Rade als Abgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei in der Preußischen Landesversammlung verfolgte. Bultmann unterstützte im November 1918 auch Rades Aufruf zur Bildung von Volkskirchenräten, um die Kirche aus der Verbindung mit dem

59 MARTIN RADE, Vorschläge für die Volkskirchenräte, in: ChW 32, Nr. 52 (26.12.1918); zit. nach: Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen, Bd. IV: Neuzeit. 2. Teil: 1870–1975, ausgew., übers. u. kommentiert v. Hans-Walter Krumwiede, Martin Greschat, Manfred Jacobs u. Andreas Lindt, Neukirchen-Vluyn 1980, S. 70 f.

60 S. a.a.O., S. 70.

61 Ebd.

62 Ebd.

63 A.a.O., S. 71.

Staat zu lösen. Freilich unter dem Vorbehalt, dass der Begriff der Volkskirche noch nicht klar genug bestimmt sei.⁶⁴

Ich möchte schließen mit dem Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs:

„Im Sommer des Jahres 1914 taumelte Europa in den Abgrund des Ersten Weltkrieges. ‚In ganz Europa gehen die Lichter aus‘ – so drückte der britische Außenminister Sir Edward Grey am 3. August 1914 seine düstere Erwartung aus; und sie sollte sich bewahrheiten: Dieser Weltkrieg wurde der erste totale Krieg der Geschichte. Millionen von Opfern und verwüstete Länder waren sein schreckliches Ergebnis. [...] Dieses ungeheure Ereignis bedeutete nicht nur das Leiden und Sterben von Millionen von Menschen, sondern es stellte die Errungenschaften von Aufklärung und Moderne, die Bemühungen um Humanität und Einhegung der Gewalt in Kriegen radikal in Frage. Der tiefliegende Schaden von Kirche und Theologie in Deutschland wurde durch diesen Krieg deutlich sichtbar. Sie versagten im Hinblick auf die im Wort Gottes gegründete Aufgabe, zu Frieden und Versöhnung oder auch nur zur Gewaltbegrenzung beizutragen und sich zu Anwälten der Menschlichkeit und des Lebens zu machen. [...] Dieses Versagen und diese Schuld erfüllen uns heute mit tiefer Scham. Daraus müssen und wollen wir Lehren ziehen. Wie können wir solchen Verirrungen in Zukunft entgegentreten? Nach 1945 hat die evangelische Kirche in Deutschland Schritte auf einem langen Weg der Veränderung getan. Sie [...] tritt aktiv für humanitäre Prinzipien und Anliegen ein. Sie hat gelernt, die Friedensbotschaft des Evangeliums von Jesus Christus neu mit befreiender und verpflichtender Kraft zu hören. Sie versteht sich heute als Anwältin des gerechten Friedens [...].“⁶⁵

Das EKD-Wort endet mit der Bitte an Gott: „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.“

Werner Zager, Dr. theol., ist apl. Professor für Neues Testament am Fachbereich Evangelische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung Worms-Wonnegau. Der oben abgedruckte Text ist eine erweiterte Fassung seines am 7. März 2015 in Stuttgart-Degerloch innerhalb des Regionaltreffens des *Bundes für Freies Christentum* gehaltenen Vortrags.

64 Vgl. K. HAMMANN, Rudolf Bultmann (s. Anm. 53), S. 96.

65 Zit. nach: http://www.ekd.de/material/erster_weltkrieg/aktuelles/wort_des_rates_zum_ersten_weltkrieg.htm (3.3.2015).

Neue Forum-Hefte

Es sind in jüngster Zeit einige neue Forum-Hefte erschienen, die wir den Leserinnen und Lesern unserer Zeitschrift gerne zur Lektüre empfehlen. Zuletzt erschien das interessante Heft *Aufgeklärte Religion bei Eduard Zeller (1814–1908)* von Dr. Andreas Rössler, dem dafür zu danken ist, dass er sich immer wieder mit den liberalen Theologen des 19. und 20. Jahrhunderts auseinandergesetzt hat. Einige von ihnen drohen sonst in Vergessenheit zu geraten, nicht zuletzt deshalb, weil man in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die liberale Bibelwissenschaft wegen ihres angeblich den Glauben untergrabenden Einflusses pauschalisierend verurteilte und marginalisierte. Sieht man heute aber genauer hin, so muss man sagen, dass diese umstrittenen theologischen Pioniere viele der mittlerweile hoffähig gewordenen Positionen schon früh vorweggenommen hatten. Eduard Zeller war einer von ihnen, gehörte er doch zur so genannten „Tübinger Schule“, einer Gruppe historisch-kritisch arbeitender Theologen, die – wie Zeller selbst – wegen ihrer liberalen Ausrichtung oft erheblichem Widerstand ausgesetzt waren. Autor Rössler kommt über Zeller zu dem Urteil, dass er „durch und durch wahrhaftig war und dass er ein eindrucksvolles Beispiel dafür ist, wie man kritisches Denken und persönliches Gottvertrauen miteinander verbinden kann. Zeller war frei und fromm zugleich, vernunftbetont und auf Gott bezogen.“ (S. 22)

Hier ist eine Liste der neueren Forum-Hefte, die zu günstigen Preisen bei Karin Klingbeil von der Geschäftsführung des *Bundes für Freies Christentum* (siehe Kontaktdaten auf der 2. Umschlagseite) bestellt werden können:

- Andreas Rössler: *Aufgeklärte Religion bei Eduard Zeller (1814–1908)*, Heft 53, 36 Seiten, 3,50 Euro.
- Wolfram Zoller: *Der andere Enzensberger*, Heft 52, 32 Seiten, 3,00 Euro.
- Wolfram Zoller: *Dichter als Grenzgänger des christlichen Glaubens: Friedrich Hölderlin – Ernst Barlach – Christian Wagner*, Heft 51, 52 Seiten, 5,00 Euro.
- Werner Zager (Hg.): *Zugänge zur Wahrheitsfrage – ein theologisch-philosophisches Gespräch*, Heft 50, 60 Seiten, 6,00 Euro.
- Wolfgang Erich Müller: *Wie lässt sich Moral begründen? Eine christliche Antwort auf das Nützlichkeitsdenken des Philosophen David Hume (1711–1776)*, Heft 49, 24 Seiten, 3,50 Euro.

Regionaltreffen

Das nächste *Regionaltreffen* des *Bundes für Freies Christentum* findet statt am Samstag, dem 27. Juni 2015, um 15 Uhr im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39. Referent ist Pfr. u. OStR i.R. Wolfram Zoller, der in einem Lichtbildervortrag über das Thema spricht: „*Der goldene Ball – malerische Ergründung des Geheimnisses menschlicher Existenz in den Lebens- und Werkstadien Fritz Genkingers.*“

PVSt DPAG Entgelt bezahlt

E 3027

Versandstelle *Freies Christentum*:
Geschäftsstelle des
Bundes für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis: jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag: für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro.
Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum: Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).
Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“.

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Kurt Bangert, Anschrift siehe 2. Umschlagseite (innen).

ISSN 0931-3834